

Rainer Volz: Männliche Identität(en) heute. Ergebnisse der Untersuchung „Männer in Bewegung“

Im Jahr 2009 ist zehn Jahre nach der Repräsentativuntersuchung „Männer im Aufbruch“¹ von 1998 eine zweite, „Männer in Bewegung“², erschienen. Wie die erste, wurde sie im Auftrag der Evangelischen und Katholischen Männerarbeit in Deutschland durchgeführt, wiederum vom Bundesfamilienministerium finanziert und von den selben Autoren verfasst, von Paul M. Zulehner und mir.

Der Schwerpunkt dieser Darstellung liegt beim Thema: „männliche Identität“ und bei den aktuellen Ergebnissen von 2008; wo es sinnvoll ist, werden Zeitvergleiche angestellt.

Zum methodischen Vorgehen und den Themen

In beiden Untersuchungen wurden Männer und Frauen nach den üblichen Kriterien repräsentativer Studien (Bildungsgrad, Einkommen, Wohnortgröße, Ost-West usw.) ausgesucht und befragt, in der zweiten Untersuchung von 2008 1.470 Männer und 970 Frauen. Beide „Männer-Studien“ versuchen, Männerleben in drei großen Existenzbereichen zu erfassen: (a) Arbeits- und Berufswelt, (b) Partnerschaft/Familie/Ehe/soziales Umfeld, und (c) „Innenwelt“. Letzteres ist ein weit gefasster Sammelbegriff für den Umgang mit dem Körper (Gesundheit, Krankheit) und mit Gefühlen, weiter: psychische „Dispositionen“ wie z. B. Autoritätsfixierung, Egozentriertheit oder Solidarität: In diesem Zusammenhang haben wir ausführlich die Dimensionen von Religiosität, Spiritualität und Kirchenbezug, die Alltagsrelevanz von Religion und Kirche, untersucht sowie das Verhältnis der Befragten zur Gewalt. Neu im Vergleich zur ersten Untersuchung ist, dass die Rolle der Befragten, Männer wie Frauen, als Opfer und Täter/innen von Gewalthandlungen erfasst wurde. – Die folgende Darstellung konzentriert sich auf die Ergebnisse zu Geschlechterrollen und Identität.

Herzstück beider Untersuchungen ist eine vierteilige Geschlechterrollentypologie (Gendertypologie) anhand der Traditionalität resp. Modernität von Geschlechterdefinitionen und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in Beruf, Haushalt und Kindererziehung. Sie wird im folgenden Abschnitt vorgestellt.

seit gut zwei Jahrzehnten in Deutschland³ nicht mehr „den Mann“, *einen* Typus von Männlichkeit gibt, sondern Mannsein seitdem nur noch im Plural existiert. Dasselbe gilt für Frauen.

In unseren beiden Untersuchungen „Männer im Aufbruch“ und „Männer in Bewegung“ haben Paul M. Zulehner und ich zwei entgegengesetzte, polare Männlichkeits- und Weiblichkeitstypen identifizieren können. Die Aussagen, die diese Grundtypen definieren, sind in folgenden Tabelle aufgeführt. Die Auswahl der Aussagen aus einem größeren „Pool“ von Meinungen über Frauen, Männer und Geschlechterverhältnisse, ebenso wie ihre polare Zuordnung verdanken sich dem statistischen Verfahren der Faktorenanalyse⁴.

Ein „traditioneller“ **Männlichkeitstyp** sieht sich als Alleinernährer und Oberhaupt der Familie: er ist für das Einkommen, die Frau oder Partnerin für das Auskommen der Familie zuständig, er für den Rahmen und die Außenbeziehungen, sie für das Heim und die Innenarchitektur der familialen Beziehungen, für das emotionale Klima bis dahin, dass es „zu Hause gemütlich“ ist. Seinen Sinn findet dieser Männlichkeitstyp in erster Linie in seiner Erwerbsarbeit. Die traditionelle Frau akzeptiert diese Rollenteilung und findet in ihr ihren Platz.

Berufstätigkeit von Frauen und besonders Müttern war 1998 bei diesem Typus, bei den entsprechenden Männern *und* Frauen, noch weitgehend verpönt: Sie schade dem kleinen Kind und gehöre nicht zu einer Frau. Im Blick auf die weibliche und mütterliche Berufstätigkeit hat sich dieser Typus jedoch verändert: Die Vorbehalte gegen die (mit)verdienende Ehefrau/Partnerin und Mutter sind deutlich zurückgegangen. Wird das „zweite Einkommen“ der Frau als (über)lebensnotwendig angesehen und deswegen die Erwerbstätigkeit der Frau als notwendiges Übel hingenommen, oder gibt es eine Einsicht dahin gehend, dass Frauen bzw. Müttern Berufstätigkeit genau so offen stehen soll wie Männern? Es scheint so, dass beides eine Rolle spielt. Aus diesem Grunde und weil sich der „Traditionelle“ auch sonst moderat modernisiert hat, bezeichnen wir jetzt diesen Typus als „teiltraditionell“. Interessanterweise hat die Bedeutung von Erwerbsarbeit für diesen Typ generell, anders als für den modernen, im Zehnjahresvergleich nachgelassen.

Der „moderne Mann“ bzw. 1998 noch der „neue Mann“, ist im Gegensatz zum (teil)traditionellen Typus partnerschaftlich eingestellt. Eben so bedeutsam wie der Beruf sind für den „Modernen“ Partnerschaft, Familie und aktive Vaterschaft. Erwerbsarbeit, Einkommen und Hausarbeit einschließlich der Kindererziehung sollen (möglichst) gleichmäßig auf beide, Mann und Frau, verteilt werden. Frauenbewegung und Frauenemanzipation wur-

Traditionell oder Modern? – Polarisierung der Geschlechterrollen

Im Geschlechterdiskurs in Deutschland werden immer noch häufig „die“ Männer und „die“ Frauen als in sich relativ homogene Genusgruppen voneinander abgesetzt. Deshalb ist es nicht trivial darauf hinzuweisen, dass es

Aussagen, welche die Geschlechterrollen/Männlichkeitstypen definieren

	(Teil)Traditionell	Modern
M a n n	Die Frau soll für den Haushalt und die Kinder da sein, der Mann ist für den Beruf und für die finanzielle Versorgung zuständig. Wenn ein Mann und eine Frau sich begegnen, soll der Mann den ersten Schritt tun. Männer können einer Frau ruhig das Gefühl geben, sie würde bestimmen, zuletzt passiert doch das, was er will. Der Mann erfährt in seiner Arbeit seinen persönlichen Sinn.	(Ablehnung:) Für einen Mann ist es eine Zumutung, zur Betreuung seines kleinen Kindes in Erziehungsurlaub zu gehen. Am besten ist es, wenn der Mann und die Frau beide halbtags erwerbstätig sind und sich beide gleich um Haushalt und Kinder kümmern. Frauenemanzipation ist eine sehr notwendige und gute Entwicklung. Beide, Mann und Frau, sollten zum Haushaltseinkommen beitragen.
F r a u	Der/Ein Beruf ist gut, aber was die meisten Frauen wirklich wollen, sind ein Heim und Kinder. Eine Frau muss ein Kind haben, um ein erfülltes Leben zu haben. Hausfrau zu sein ist für eine Frau genauso befriedigend wie eine Berufstätigkeit. Frauen sind von Natur aus besser dazu geeignet, Kinder aufzuziehen.	Eine berufstätige Frau kann ihrem Kind genauso viel Wärme und Sicherheit geben wie eine Mutter, die nicht arbeitet. (Ablehnung:) Ein Kleinkind wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn die Mutter berufstätig ist. Berufstätigkeit ist der beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein.

den als wichtige und positive Entwicklungen bewertet. Gleichzeitig ist für den modernen Männlichkeitstypus Partnerschaftlichkeit und Familienorientierung ebenso wichtig und identitätsstiftend wie Erwerbsarbeit; diese ist ihm 2008 sogar noch wichtiger als dem (Teil)Traditionellen.

Der moderne Männlichkeitstyp hat sich in den vergangenen zehn Jahren in seiner Grundstruktur nicht verändert: Er hat sich konsolidiert. Vor allem der moderne Vater hat sich zu einem konsistenten Rollentyp entwickelt: Er hält an der hohen Bedeutung von Erwerbsarbeit fest und ist gleichzeitig an partnerschaftlicher Gestaltung von (Ehe)Beziehung und Familie/Kindererziehung orientiert, und das nicht nur verbal, sondern auch praktisch (keine „Verhaltensstarre“, wie sie die frühere Familienministerin Renate Schmidt bei Männern zu diagnostizieren meinte): Moderne Väter machen mit ihren Kindern deutlich mehr als (teil)traditionelle Väter, sie selbst machen mehr als vor zehn Jahren, und nicht nur bei angenehmen Tätigkeiten wie Spielen, Sporttreiben usw., sondern vor allem bei weniger angenehmen und feuchten Aufgaben wie: das Kind ins Bett bringen, das (Klein)Kind waschen oder auf die Toilette setzen.

Zwischen Modernen und Traditionellen: die Balancierenden und Suchenden

Zwischen den beiden „Extrem“typen des (Teil)Traditionellen und Modernen haben wir **zwei Zwischentypen** festgestellt:

(a) einen Typus, der moderne und traditionelle Elemente in sich vereinigt (methodisch ausgedrückt: der [fast] allen in der oben abgebildeten Tabelle aufgeführten Aussagen mittel intensiv oder sogar stark zustimmt): Wir haben ihn den „balancierenden“ Typ genannt; vor

zehn Jahren bezeichneten wir ihn als „Pragmatiker“. Mit leiser Ironie kann man ihn auch den „Rosinenpicker“ bzw. sein weibliches Gegenstück die „Rosinenpickerin“ nennen. An den logischen Widersprüchen zwischen den polaren Aussagen scheint er/sie nicht zu leiden, sondern kann im Gegenteil, ausweislich der Ergebnisse zur (Lebens)Zufriedenheit, gut mit ihnen leben.

(b) einen Typus, der in nennenswertem Ausmaß weder moderne noch traditionelle Eigenschaften hat (methodisch ausgedrückt: der keiner oder kaum einer Aussage aus der oben abgebildeten Tabelle zustimmt): Er wird als „suchender“ Typus angesprochen. Vor zehn Jahren wurde er/sie als „Unsicherer“ bezeichnet.

Die folgende Tabelle zeigt die Verteilungen vier Typen für 1998 und 2008. Sie zeigt die Ergebnisse für Männer und Frauen.

Verteilungen der Geschlechterrollentypen bei Männern und Frauen 1998 und 2008				
	Teil-traditionell	Balancierend	Suchend	Modern
Männer 1998	30%	23%	29%	17%
Männer 2008	27%	24%	30%	19%
Frauen 1998	25%	30%	17%	27%
Frauen 2008	14%	34%	19%	32%

Die Entwicklung unter Frauen verläuft rascher als die bei Männern. Das Verhältnis zwischen den weiblichen und männlichen Rollentypen ist folglich unausgewogen – was Quelle möglicher Probleme ist: Weitaus mehr teiltraditionellen Männern, rund einem Viertel (27%), stehen nur wenige teiltraditionelle Frauen (14%) gegenüber. Umgekehrt werden die relativ vielen modernen Frauen, ein Drittel (32%), nicht genug moderne Männer (ein Fünftel bzw. 19%) antreffen.

Traditionelle und „hegemoniale“ Männlichkeit

Die beiden Grundtypen des (teil)traditionellen und modernen Männlichkeitstypus stehen trotz der moderaten Modernisierung des traditionellen Pols und trotz der Konsolidierung des modernen kulturell und gesamtgesellschaftlich nicht „gleichberechtigt“, gleichwertig nebeneinander, sondern schon aufgrund seines geschichtlichen Vorsprungs und Gewichts ist die (teil)traditionelle Männlichkeit nach wie vor Bezugs- und Referenzpunkt von Männlichkeitsdiskursen, seien sie explizit wie in wissenschaftlichen und medialen Debatten oder (eher) implizit im Alltag der Lebenswelten und Milieus.

Man muss immer noch von einer „kulturellen Hegemonie“ (Antonio Gramsci) traditioneller Männlichkeit sprechen – auch wenn diese nicht mehr unangefochten gilt, sondern auf der normativen Ebene, als Leitbild, und vor allem lebenspraktisch zunehmend infrage gestellt wird.⁵ Der (teil)traditionelle Männlichkeitstyp hat mit seinen Eigenschaften Bezüge zum Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ aus der sog. kritischen Männerforschung.⁶ Hier ist wesentlich, dass hegemoniale Männlichkeit die Unterdrückung von Frauen und Männern einschließt, vor allem indem Hierarchien geschaffen bzw. bereits bestehende verstärkt werden. Die Bestandteile hegemonialer Männlichkeit zeigt folgendes Schaubild:

Attribute hegemonialer Männlichkeit – nach Carrigan, Lee, Connell 1996⁷

	WEIß „westlich“ okzidental American way of life	
ÖKONOMISCH ERFOLGREICH marketplace manhood Unternehmer- Spekulierer Familienernährer	HEGEMONIALE MÄNNLICHKEIT	HETEROSEXUELL Homophobie Polare Zweigeschlechtlichkeit
	MÄCHTIG dominanzorientiert körperlich nicht eingeschränkt im mittleren Alter technikkompetent naturbeherrschend	

Von diesem „Idealtyp“, im Sinne eines zugespitzten reinen Typus⁸, lässt sich eine Hierarchie bilden über Kriterien bzw. Eigenschaften wie ökonomischer (Miss)Erfolg, Bildungsgrad (Bildungs“verlierer“ bzw. Bildungs“gewinner“), Verfügung über finanzielles, kulturelles und symbolisches Kapital (im Sinne von Pierre Bourdieu), körperliche Leistungsfähigkeit, „Migrationshintergrund“, „sexuelle Orientierung“ usw.

Moderne und traditionelle Gendergruppen – am Beispiel von Autoritarismus und Homosexualität

Die Geschlechtsrollentypen sind, wie die erste Tabelle mit den fünfzehn Aussagen zeigt, weitgehend über die Berufsrollen von Männern resp. Frauen und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Haushalt und Kindererziehung definiert. Von daher lässt sich nachvollziehen, dass sich eine moderne Frau und ein moderner Mann in alltagspraktischen Einstellungen wesentlich „näher“ und ähnlicher sind als eine moderne Frau und eine traditionelle; entsprechendes gilt bei Männern. Für eine Reihe anderer, vor allem sozialpsychologischer Sachverhalte trifft dies auch zu. Exemplarisch und außerdem für die geschlechtliche Identität bedeutsam, werden die Ergebnisse unserer Untersuchungen zum sog. Autoritarismus („Autoritätsfixierung“) und zum Verhältnis der Befragten zur Homosexualität referiert.

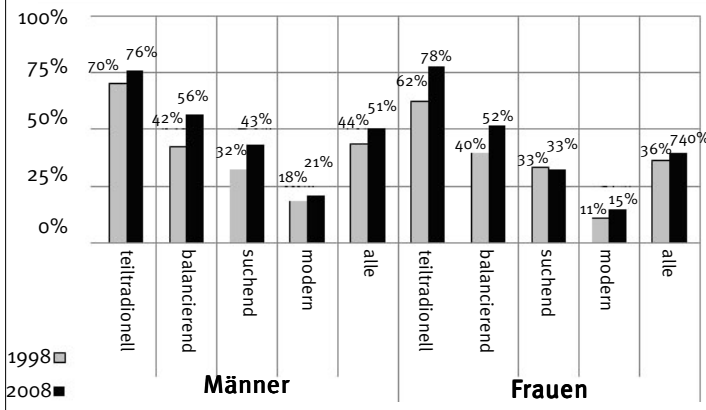
„Autoritarismus“ meint im Anschluss an Adorno u. a., auf deren Testinstrumentarium die entsprechenden Antwortvorgaben in unseren Interviews zurückgehen⁹, die Bereitschaft einer Person, sich unterzuordnen, und eine generelle Haltung, die etwas zugespitzt lautet: „Recht hat, wer oben ist“. Autoritäre Menschen sind von ihrer psychischen Grundsituation her schutzbedürftig und unsicher, können diese Gefühlszustände aber nicht zulassen und haben deswegen ein rigides psychosoziales „Korsett“. Die Veränderung der Geschlechterrollen bedeutet für die Autoritären die Gefahr der Verunsicherung und der Destabilisierung. Sie wird vorbeugend abgewehrt.

Der Autoritarismus hat bei Männern und Frauen im Zeitvergleich von 1998 und 2008 zugenommen, bei Männern etwas stärker als bei Frauen! Die entscheidenden Unterschiede bestehen jedoch bei beiden Geschlechtern zwischen (Teil)Traditionellen auf der einen und Modernen auf der anderen Seite. Sind bei den Modernen rund ein Sechstel (der modernen Frauen) bzw. ein Fünftel (der modernen Männer) autoritär eingestellt, sind bei den Teiltraditionellen drei Viertel (der entsprechenden Männer wie Frauen!) autoritär gepolt. Die folgende Grafik stellt das anschaulich dar.

Ähnlich verhält es sich bei der für die Frage von Geschlechtsidentität hoch relevanten Frage nach dem Verhältnis zum jeweils eigenen Geschlecht bzw. zu „den“ Schwulen und Lesben.

Die Akzeptanz der homosexuellen Lebensform ist in den letzten zehn Jahren zwar gestiegen: bei den Männern von 36% auf 48%, bei den Frauen sogar von 47% auf 60%. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtertypen sind jedoch, wie schon 1998, drastisch. Vor allem Teiltraditionelle (Frauen wie Männer) haben deutlich weniger Verständnis für diese Lebensform, während es für die Modernen geradezu typisch zu sein scheint, dass sie diese mit starker Mehrheit (Frauen: 79%, Männer: 75%) akzeptieren.

Ausstattung mit Autoritarismus: Männer und Frauen nach Geschlechtsrollengruppen (Gendergruppen) und Erhebungszeitpunkt: 1998 und 2008



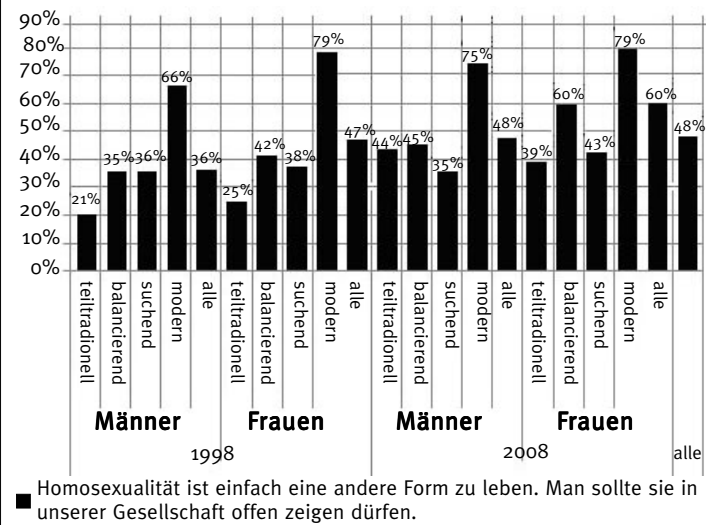
Frau „ist“, was ihnen als männlich bzw. als weiblich gilt, dann zeigt sich ein anderes Bild. Die Unterschiede zwischen Männern und Frauen insgesamt sind nicht sehr ausgeprägt, aber auch die im vorigen Abschnitt so bedeutenden Unterschiede zwischen den Gendergruppen sind gering. Das, was „männlich“ und das, was „weiblich“ ist, unterliegt augenscheinlich 1998 wie auch 2008 einem breiten die Geschlechter- und Gendergruppen übergreifenden kulturellen Konsens!

Mittelwerte auf fünfteiliger Skala (1=links bzw. unten, 5=rechts bzw. oben). Frauen und Männer 1998/2008

Moderne Frauen reklamieren etwas mehr die als männlich geltenden Eigenschaften (in der Abbildung von links bei den ersten neun Paaren die linke bzw. untere Eigenschaft), moderne Männer diese (männlichen) Eigenschaften etwas weniger – und Frauen gelten, Männern wie Frauen, ein bisschen mehr als „gewalttätig“ als im Jahr 1998¹⁰. Ansonsten ist die Kontinuität, ja Persistenz des Bildes vom Mann als „stark, aktiv und rational“ und das der Frau als „gesellig, gefühlvoll und erotisch“ bei beiden Geschlechtern beeindruckend. In den emotionalen Tiefenschichten von Männern wie Frauen haben sich die Bilder und Konstrukte (?) vom eigenen wie vom anderen Geschlecht kaum verändert. Wir stellen somit eine von der Genderidentität deutlich unterschiedene **Tiefenidentität** von Männlichkeit und Weiblichkeit bei Männern und Frauen fest.

Das macht die Hartnäckigkeit bestimmter Männer- und Frauenbilder bei Jungen und Mädchen plausibel, die von wohl meinenden Geschlechterpädagog/inn/en als passé, archaisch oder gar unangemessen angesehen werden. Wenn die Mütter und Väter mit solch einer Tiefenidentität „ausgestattet“ sind, dann ist nicht verwunderlich, wenn auch die Kinder diese Bilder in sich tragen und für Geschichten, Filme, Computergames etc. empfänglich sind, die mit diesen Tiefenidentitäten spielen.

„Homosexualität ist einfach eine andere Form zu leben. Man sollte sie in unserer Gesellschaft offen zeigen dürfen“: Zustimmung in Prozent, Männer und Frauen nach Geschlechtsrollentypen/Gendergruppen und Erhebungszeitpunkt 1998/2008



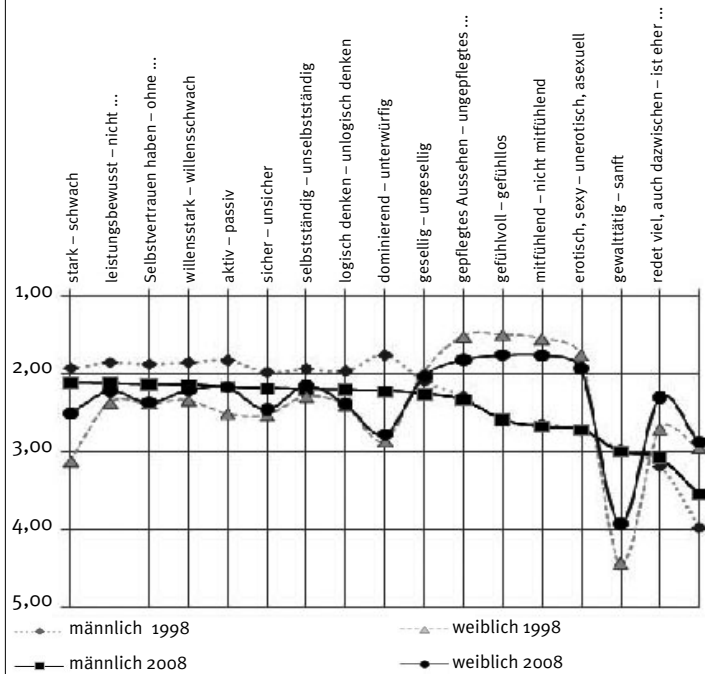
Das bedeutet, zugespitzt formuliert: Für den Alltag der Geschlechter ist die Zugehörigkeit zu einer durch Traditionalität bzw. Modernität definierten Gendergruppe (Geschlechtsrollengruppe) bedeutsamer und folgenreicher ist als die Zugehörigkeit zur Genusgruppe Mann oder Frau!

Was ist eine Frau, was ist ein Mann? – Tiefenidentitäten von Männern und Frauen

Geht man jedoch mit Blick auf die Geschlechteridentität einen Schritt weiter, nämlich auf die Frage zu, was für die befragten Männer und Frauen ein Mann bzw. eine

Angesichts dieses Befunds stellt sich die „Gretchenfrage“ der Geschlechterforschung, ob bzw. inwieweit die Geschlechteridentitäten *vorfindlich* (onto- oder anthropo- oder sonst wie -logisch vorgeprägt) oder *erfindbar* (konstruierbar, kurzfristig veränderbar oder sogar auswechselbar) sind. Trotz des hohen diskursiven Reizes und der geschlechterpolitischen Brisanz wird diese Frage aus Darstellungsgründen hier nicht weiter verfolgt; sie würde den Platzrahmen dieses Beitrags sprengen. In einem kommentierenden Aufsatz zu unserer Untersuchung „Männer in Bewegung“ von 2008 geht der Politikwissenschaftler und Genderforscher Peter Döge dieser Frage empirisch und systematisch nach¹¹.

Veränderungen in den letzten zehn Jahren hinsichtlich „männlich“ und „weiblich“ 1998 und 2008



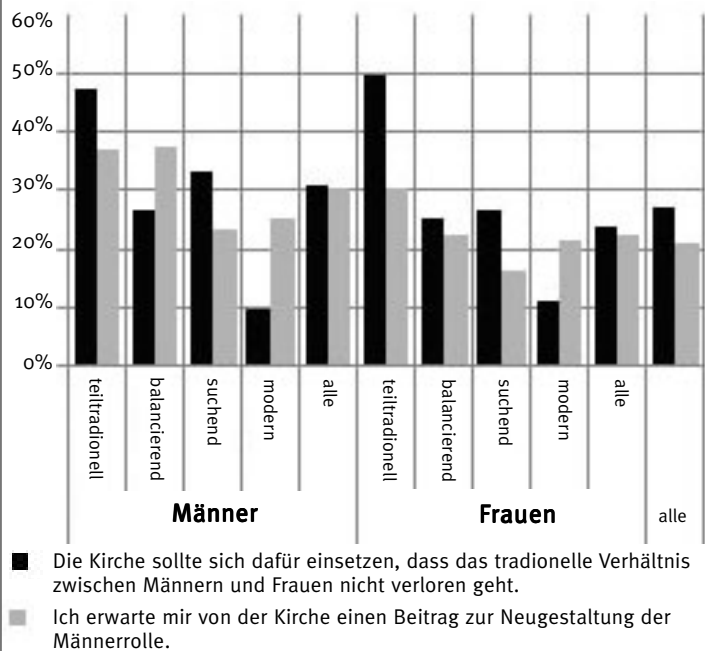
der „alten“, möglicherweise tot geglaubten Geschlechterbilder bestellt ist...

Kirche(n) im Spannungsfeld widersprüchlicher Gender-Erwartungen

In der Männer-Studie wurde nach den Erwartungen an die (evangelische bzw. katholische) Kirche im Blick auf ihren Umgang mit traditionellen bzw. modernen Rollenentwicklungen gefragt. Das Ergebnis fällt höchst widersprüchlich aus:

Die Bevölkerung ist hinsichtlich der Rolle der großen Kirchen im Geschlechterverhältnis geradezu polarisiert: Rund ein Drittel (31%) der Männer und ein Viertel (24%) der Frauen wünschen den Einsatz der Kirche für das traditionelle Geschlechterverhältnis. Ein weiteres Drittel (31%) der Männer und ein Fünftel (22%) der Frauen wünschen die Unterstützung durch die Kirchen bei der Neugestaltung der Männerrolle. Die Unterschiede zwischen katholischen und evangelischen Männern sind gering: Die Zahlenwerte sind bei der Forderung nach Aufrechterhaltung der traditionellen Geschlechterverhältnisse praktisch identisch; für die Unterstützung moderner Rollenbilder votieren fünf Prozent mehr Evangelische als Katholische.

Traditionelle und moderne Erwartungen an die Kirchen bei der Rollenentwicklung: Zustimmung zu zwei einschlägigen Aussagen nach Geschlecht und Geschlechtsrollentypen – 2008



Zwar lässt sich, wie die folgende Abbildung zeigt, im Zeitvergleich 1998–2008 eine Zunahme der „modernen Voten“ feststellen: bei den Männern fast eine Verdreifachung von einem Zehntel (12%) auf die bereits erwähnten 31%; bei den Frauen fällt die Zunahme wesentlich moderater aus (von 17% auf 22%). Dennoch bleibt die Polarisierung der Kirchenmitglieder im Blick auf diese Frage erhalten.

Für die Kirche(n) ergibt sich aus dieser widersprüchlichen Erwartungsstruktur ein „Modernitätsdilemma“: Da sich die Erwartungen direkt widersprechen, provozieren die Kirchen mit dem Forcieren oder Profilieren der einen, modernen oder traditionellen, Seite die Kritik, das Missfallen der anderen Seite – und umgekehrt. Dieser Sachverhalt bildet sich bei kirchlichen Verlautbarungen zu familien- und geschlechterpolitischen Fragen sehr deutlich ab. Exemplarisch sei hier an das jahrelange Ringen der evangelischen Kirchen um „die Lebensformen“ erinnert.

Im Kern geht es bei den kirchlichen Debatten über „die Lebensformen“ um die Pluralisierung von Familienformen und Lebensentwürfen, genauer: um die Antworten auf drei Fragen und deren Kombination(!):

- die Frage nach dem rechtlichen Status von auf Dauer angelegten Beziehungen („Ehe mit oder ohne Trauschein“); seit Einführung der eingetragenen Partner-

Wie immer die Hartnäckigkeit der Tiefenbilder von Mann und Frau normativ beurteilt wird: in den Geschlechterbeziehungen muss mit ihnen auch in Zukunft noch gerechnet werden. Vielleicht ist es angezeigt, im „Selbstversuch“ bei sich nachzuschauen, wie es um die Vitalität

schaften stellt sich diese Frage auch für Schwule und Lesben.

- die Frage nach einem Lebensentwurf mit oder ohne Kinder. Dieses Thema wird verkompliziert dadurch, dass es Menschen gibt, die gegen ihren Willen kinderlos sind, und solche, die unfreiwillig Kind(er) haben...
- die Frage nach der sexuellen Identität der Beteiligten (heterosexuell, lesbisch, schwul, bisexuell, asexuell). Berücksichtigt man alle Kriterien, ergeben sich 32 Variationen/Lebensformen. Lässt man Menschen mit bisexueller und asexueller Identität unberücksichtigt, ergeben sich immer noch 16 Varianten. Sie sind der konkrete Ausdruck dessen, was mit „Pluralisierung von Lebensformen“ angesprochen wird.

Kirchenleitungen versuchen häufig, durch eine Mischung von Zugeständnissen nach beiden Seiten, den traditionellen wie den modernen, und Formelkompromissen ein für alle Strömungen (noch) akzeptables Ergebnis herbeizuführen.¹²

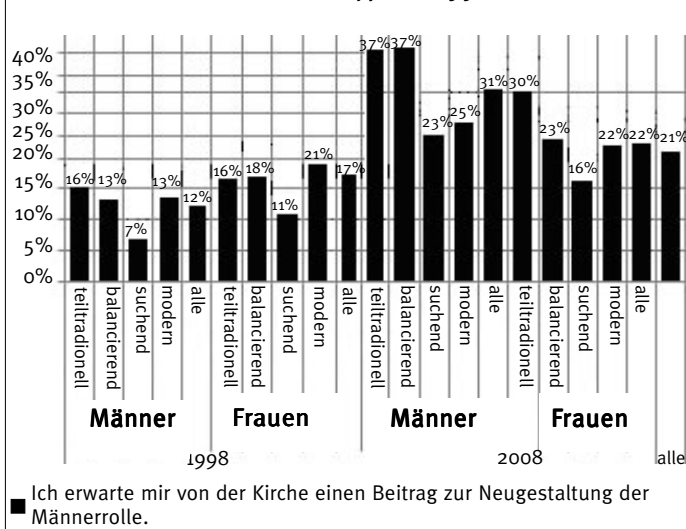
Angesichts von Spar- und Strukturzwängen sind die Chancen zur Zeit eher gering, dass unsere Kirchen offensiv auf das skizzierte Modernitätsdilemma zugehen samt der daran hängenden Aufgabe, geschlechtergerechte(re) Verhältnissen in der Kirche zu schaffen. Das könnte sich für unsere Kirche längerfristig als problematisch erweisen. Denn eine Mehrheit der evangelischen Kirchenmitglieder (54%) bleibt wegen der von ihnen wahrgenommenen Traditionalität unserer Kirche auf Distanz zu ihr; nur eine Minderheit von Kirchenmitgliedern (29%) hält ihr deswegen die Treue und bleibt hoch verbunden. Allerdings bildet diese Minderheit das „Kernmilieu“ in der evangelischen Kirche, welches die Entscheidungsgremien von den Ortsgemeinden bis hin zu den Synoden prägt¹³.

Rainer Volz ist Leiter und Wissenschaftlicher Referent bei der Männerarbeit der Evangelischen Kirche im Rheinland und (Mit)Autor der beiden Männerstudien

Anmerkungen

- ¹ Volz, Rainer, Zulehner, Paul M., Männer im Aufbruch. Wie Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen, Ostfildern 1998, 31999. Vgl. auch die im Nachgang zur Studie von 1998 entstandenen Untersuchungen: Döge, Peter/Volz, Rainer: „Was machen Männer mit ihrer Zeit? Zeitverwendung deutscher Männer nach den Ergebnissen der Zeitbudgeterhebung (ZBE) 2001 / 2002“, in: Statistisches Bundesamt, Hrsg.: Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung, Wiesbaden 2004, 194–215; sowie: Volz, Rainer: Wollen Mütter den neuen Vater? Zur Beharrlichkeit traditioneller Geschlechterbilder. Expertise für das Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg 2006
- ² Volz, Rainer/ Zulehner, Paul M.: Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland, Berlin 2009. Die Studie kann kostenfrei auf der Internetseite des Bundesfamilienministeriums angefordert werden oder dort auch als PDF-Datei heruntergeladen werden: <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/BMFSFJ/Service/Publicationen/publikationen,did=121150.html>
- ³ Das wird aus den „Vorläufer“-Untersuchungen zu den unseren deutlich. Vgl.: Pross, Helge: Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau. Reinbeck 1978, sowie: Metz-Göckel, Sigrid/

„Ich erwarte mir von der Kirche einen Beitrag zur Neugestaltung der Männerrolle.“: Zustimmung in Prozent nach Geschlecht und Geschlechertypen – 1998 und 2008



Müller Ursula: Der Mann: die Brigitte-Studie, Weinheim 1986

- ⁴ Die Faktorenanalyse ist ein statistisches Verfahren, das erlaubt, semantische, bedeutungsmäßige Verwandtschaften von Begriffen zu ermitteln, die bei den Befragten bestehen, unabhängig von den begrifflichen Zuordnungen, die die Forschenden vornehmen.
- ⁵ Vgl. Giddens, Anthony: Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt 1993 (Orig.: The Transformation of Intimacy 1992).
- ⁶ Vgl. Döge, Peter/Volz, Rainer: Wollen Frauen den neuen Mann? Traditionelle Geschlechterbilder als Blockaden von Geschlechterpolitik. Bonn 2002, 11–19
- ⁷ Das Schaubild stammt aus: Döge, Peter, Geschlechterdemokratie als Männlichkeitskritik. Blockaden und Perspektiven einer Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses, Bielefeld 2001, 147. Die theoretischen Ausführungen finden sich in: Carrigan Tim, Connell Robert W., Lee John: „Ansätze zu einer neuen Soziologie de Männlichkeit“, in: BauSteineMänner, Hrsg., Kritische Männerforschung, Berlin 1996, 38–75
- ⁸ Vgl. Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1968
- ⁹ Adorno, Theodor W., u. a.: The Authoritarian Personality. Studies in Prejudice, New York 1950; ders.: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt 1973. – Vgl. auch Zulehner, Paul M./Denz, Hermann: Vom Untertan zum Freiheitskünstler. Wien 1991, 77–84.
- ¹⁰ Vgl. zu Einzelheiten und Kontext dieser Befunde: Volz/Zulehner: Männer in Bewegung, a. a. O., 190–210, bes.: 192f., sowie: 278–286
- ¹¹ Peter Döge: „Alles nur Konstruktion? Männer- und Frauenbilder zwischen Biologie und Kultur“ im Kommentarteil der Männer-Studie 2009: Volz/Zulehner 2009, a.a.O., 325–342
- ¹² Die EKD-Veröffentlichungen liefern hier vielfältige Belege. Vgl.: Ev. Kirche in Deutschland (EKD), Hrsg., Die Denkschriften der EKD 1962–2002 auf CD-ROM, Hannover 2004. Aus jüngerer Zeit sei als Dokument einer Landeskirche die Synodalstellungnahme „Familiengerechtigkeit“ der Ev. Kirche im Rheinland vom 12.01.2007 genannt, die „eigentlich“ schon 2006 verabschiedet werden sollte, aber u. a. wegen divergierender Vorstellungen über ethisch verantwortbare Familienformen verschoben wurde.
- ¹³ Zu den empirischen Angaben in diesem Absatz: vgl.: Wolfgang Huber, u. a., Hrsg., Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, Bd. I, Kapitel 4, 203–262 (Autorin: Friederike Benthaus-Apel).